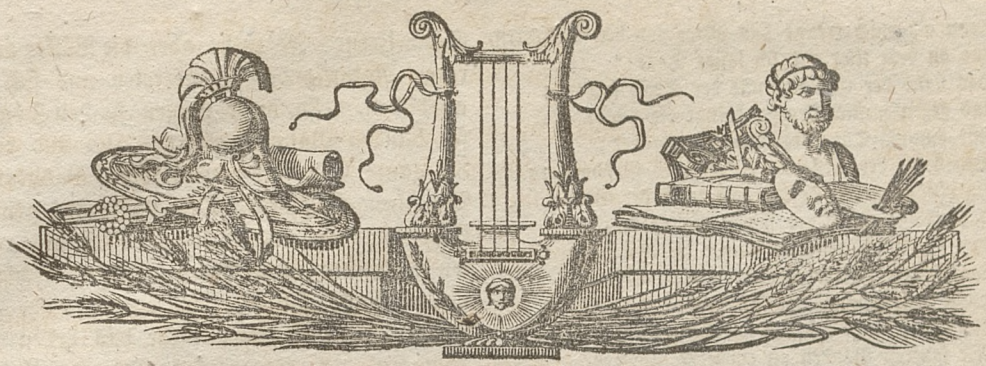

Thorunia.

Die Erzählerin und Anzeigerin

an der Weichsel und Drewenz.

Nro. 3. Sonnabend, den 9. October 1830.

Ueber Wichtigkeit und Bedeutung eines Wochenblatts.

Ich weiß nicht welche Macht uns an dem Ort entzückt,
Wo wir das Licht der Welt zum erstenmal erblickt?
Die Luft muß süßer sein, die Sonne heitrer scheinen;
Es lacht uns heller Grün aus den bekannten Hainen.
Aus dem Codrus von v. Cronegk.

Der edle, zu seiner Zeit allgemein gefeierte Dichter, der vor 73 Jahren diese Worte aussprach, ist in unsern Tagen, wo fast nur das Neue beachtet wird, beinahe vergessen; aber das Gefühl, das er schildert, lebt ewig fort in der Brust des Menschen; es ist das Gefühl der Heimathsliebe, was mehr oder minder eine zauberhafte Kraft über das Gemüth ausübt. Die Allgemeinheit dieses starken Gefühls, seine Wärme und Innigkeit, haben die Darstellung desselben zu einem Lieblingsgegenstande der gefeiertsten Dichter und Schriftsteller aller Nationen gemacht. Leicht hoffen wir Entschuldigung unserer Leser zu finden, wenn wir bei dieser Gelegenheit an eine bekannte Stelle unsers Dichterfürsten Göthe erinnern, der seine von der Heimath getrennte Iphigenia zu Tauris, in die rührenden Klagen ausbrechen läßt:

Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir vorüber;
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt; ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwinden abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.

Wenn es nicht uninteressant seyn dürfte, auf das Wesen und den Ursprung dieses so starken und allgemeinen Gefühls zurückzugehen, so würden wir bei genauerer Untersuchung desselben vielleicht finden, daß das erste und stärkste Element desselben mehr physisch als geistig, eine Art blinder Naturgewalt sey. So wie die Pflanze und das Thier im Allgemeinen an gewisse klimatische und locale Verhältnisse gebunden erscheint, in derselben Weise ist auch der rohe und einfache Naturmensch an seine Heimath gefesselt. Daher ist diese Anhänglichkeit an die Heimath bei den rohesten Völkern am stärksten, sie können die Entfernung davon gar nicht ertragen, sie kränkeln und sterben wenn sie mit Gewalt derselben entrissen werden. Diese Naturgewalt der Heimath äußert sich unter den verschiedensten Klimaten mit gleicher Stärke; bei den Polarvölkern wie bei den Bewohnern der Urwälder Amerikas, und den Negervölkern am Aequator. Selbst bei gebildeten Nationen äußert sich die unter dem Namen Heimweh bekannte zerstörende Krankheit am heftigsten bei solchen, auf welche die klimatischen und lokalen Verhältnisse am stärksten einwirken, so z. B. bei Bergvölkern, wie den Bergschotten und Schweizern. Je mehr aber die Völker aus dem rohen Naturstande heraustreten und sich geistig ausbilden, desto mehr werfen sie den Zwang dieser blinden Naturgewalt von sich und erkennen die ganze Erde als gemeinsames Vaterland des Menschengeschlechts. Die vielfachen gemischten Empfindungen, welche das Gemüth des cultivirten Menschen in Anspruch nehmen, drängen jenes einfache Naturgefühl immer mehr zurück. Man betrachtet nicht mehr das Leben in der Heimath als ein großes und unentbehrliches Glück an und für sich selbst, sondern man berücksichtigt vielmehr die Art dieses Lebens; man vergleicht die Heimath mit der Fremde; die vielfach verschlungenen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens umspannen das Individuum; die Heimath dehnt sich aus zum Vaterlande, dessen Grenzen nicht mehr klimatische Verhältnisse bedingen. Ja es giebt auch wohl Einzelne, die selbst das Gefühl der Nationalität, welches zuletzt mehr oder minder durch die Sprache vermittelt erscheint, von sich werfen, sich mit gleicher Leichtigkeit überall heimisch fühlen. So zieht wohl mancher Sohn des Nordens, Italiens sanften Himmel dem Vaterlande, mancher Europäer Amerika Europa vor, und die Annehmlichkeit des Aufenthalts in einer großen Weltstadt, wie London und Paris, verwischt bei vielen das Gefühl der Heimath.

Es ist nicht ohne Interesse zu betrachten, wie das Gefühl der Landsmannschaft sich unter gewissen Verhältnissen bald erweitert, bald verengt. Ein Portugiese und ein Russe, die sich in den Wüsten Afrikas als wissenschaftliche Reisende träfen, würden sich vielleicht als Europäische Landsleute traulich begrüßen; Personen aus den entlegensten Provinzen Deutschlands schließen sich in Amerika als Landsleute bald

an einander an; Leute aus einer Provinz, die sich in einer entfernten kennen lernen, finden bald manche gemeinschaftliche Berührungspunkte, da sie zu Hause wahrscheinlich einander fremd und gleichgültig geblieben wären. In der Heimath selbst schließen wir den Kreis immer enger, begrenzen ihn auf unsern Geburtsort und gehen endlich auf unsere Familie und das Vaterhaus zurück.

Aber die Liebe zur Heimath hat auch ein gemüthliches Element; es fesseln uns an sie alle Erinnerungen der goldenen Tage unserer Kindheit und frohen Jugend; und wir sind durch eine leichtverzeihliche Täuschung der Einbildungskraft nur zu geneigt, das frische Lebensgefühl was uns in der Jugend durchströmt, auf die Heimath selbst, als gleichsam deren Ursach und Quelle überzutragen. Das Land, in dem wir unsere Jugend verlebt, das Haus, der Menschenkreis in dem wir erwacht sind zu Lust und Schmerz, liegt unsern Herzen am nächsten. So hört und redet unser Gefühl am liebsten die Sprache die uns zuerst erklang; Ton und Ausdruck unsrer Provinz, unsern nächsten Umgebungen behalten einen unaussprechlichen Reiz, und weiter zurückgehend finden wir, daß nicht nur eine jede Landschaft und Stadt, sondern jedes Haus und jeder Familienkreis seine besondere und eigenthümliche Weise hat, die erhoben und verklärt durch die Erinnerungen der Jugend, in spätern Jahren, wie mit einem magischen Lichte umflossen sich uns zeigt und uns immerfort anzieht. Von diesem Gefühle, von dieser Art der Heimathsliebe wird sich auch der gebildete Mensch weder losreißen wollen, noch wenn er es wollte ganz können. Es erscheint dasselbe nicht mehr als physisch zerstörende Krankheit, als ängstlich beklemmendes Heimweh, sondern als ein wehmüthiges, schmerzlich süßes Sehnen, das in reifern Jahren und bei ernsten Gemüthern leicht zu dem Gedanken an die ewige Heimath der Geister, nach vollendeter Pilgerfahrt auf Erden überführt. In diesem Sinne läßt ein beliebter Schriftsteller (Schilling in den Iguoranten) seinen Helden, der nach manchen Verirrungen sich auf den Weg zur Heimath macht, sagen: „Du holder Stern der ohne Wandel glänzt, du schöne Heimath nimm uns auf. Laß unsre Selbstsucht in der Gruft vermodern, den bangen Kleinmuth, wilde Leidenschaft, die drängende Begierde, die Schlangen alle die das Herz zerreißen, mit diesem Herzen sterben, und in der Würde meiner Unschuld mich als Kind zurück an deinen Busen kehren, du Vater, den kein Tod mir raubt."

(Der Beschluß folgt.)

Die vierfache Entführung.

(Eine Novelle die nichts Neues enthält, von Ernestine von Krosigk.)

(Fortsetzung.)

Es ist eine ganz alte Wahrheit, daß man den Werth einer Person oder Sache erst dann recht innig schätzt, wenn man sie verloren hat; mithin war auch Don Pedro durch den Verlust seiner Gattin so tief und wahrhaft betrübt worden, daß er allen Heiligen Spaniens (welches reichen Vorrath davon aufweisen kann) feierlichst gelobt hatte, nie wieder zu heirathen. Dies Gelübde hatte er um so gewissenhafter gehalten, da er schon etwas mehr als ältlich war, wie er seine Gemahlin heirathete, und ganz ohne Schmeichelei mußte er sich sagen, daß er in siebzehn Jahren, die seitdem verflossen, weder jünger noch liebenswürdiger geworden sei.

Es ist nichts Neues, daß Gewohnheit zur andern Natur wird. Don Pedro war daran gewöhnt,

ein schuldloses weibliches Wesen zu quälen, und diese Gewohnheit war ihm so zur andern Natur geworden, daß er es dem Himmel recht Dank wissen mußte, der ihm eine Tochter beschеert hatte, wie ihre Mutter, Mariane genannt, und, wenn es möglich war, schöner noch als diese. Neben einer blühenden Gesichtsfarbe (es wäre nichts Neues, sie mit Lilien und Rosen zu vergleichen; aber dies Gleichniß hat durch häufigen Gebrauch schon so viel an Werth verloren, als ein ehemals wichtiger Dukaten durch Wanderungen aus Wuchrerhand in Wuchrerhand) neben einer Gestalt, die man nymphenhaft nennen könnte, wenn dies heidnische Attribut nicht auch schon über die Gebühr von christlichen Schriftstellern benutzt worden wäre; kurz also neben jedem nur denkbaren Reiz des schönsten weiblichen Geschöpfs, hatte die gütige Natur Marianen mit einem Paar Augen beschenkt, die nicht blos zum Sehen geschaffen waren, wie so unendlich viele Augen, sondern in deren flüchtigstem Blick mehr Sinn, mehr gefühlvoller Ausdruck lag, als in einer stundenlangen Rede.

Schon diese Augen allein würden, als Mariane zum reizendsten Mädchen aufblühte, Ursach gewesen sein, daß ein Heer von Anbetern täglich das Haus belagert hätte, wenn nicht Don Pedro der Gefahr dadurch vorgebeugt hätte, daß er diese leuchtenden Sonnen (wie ein arabischer Schriftsteller sich ausdrücken würde) hinter einem dichten Schleier zu verhüllen befahl, welcher auch nicht ihrem kleinsten Strahl durchzudringen vergönnte.

Ueberdies leuchteten erwähnte Sonnen ihrer schönen Besitzerin zu keinem andern Ausgang, als in die Messe zur nächsten Kirche, und dieser Ausgang geschah noch in Gesellschaft einer Aufseherin, die zwar nichts weniger als schöne, aber dafür desto spähendere Augen hatte. Allenfalls war Marianen zur äußersten Ergötzung, ein Spaziergang im Garten erlaubt; allein, die Gartenmauern waren so hoch, als hätten sie Lust, mit dem babylonischen Thurm zu wetteifern; sie waren mit einförmigem, dunkeln Epheu behangen, wie ein Sterbehaus mit schwarzem Tuch, und starrer Taxus in Pyramiden, reichlich mit Spinnengewebe versehn, war der fast einzige Schmuck schnurgerade abgemeßner Gänge; so daß ein solcher Lustort die Behaglichkeit eines sechszehnjährigen Mädchens wohl nicht sonderlich reizen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszelle.

Man hat viel über die Bedeutung des Namens unserer Vaterstadt gestritten und zum Belege der einen oder andern Etymologie (von „Thor" oder „Thoren"; wobei man doch nicht weiß, wie daraus „Thorn" geworden ist) manch albernes Histörchen ersonnen.

Warum hat man das Nächste übersehen? Warum sucht man erst zu „Thorn" ein entferntes Wurzelwort und leitet es nicht lieber von „Thorn", der ältern deutschen Form für „Thurn" (Thurm) ab?

Thorn war die erste Veste, welche die Ordensritter am rechten Weichselufer anlegten, folglich auch während der Zeit, da man ihr einen Namen gab, die einzige. Wohl konnte sie daher die ausschließliche Benennung „Thurm" d. h. Veste erhalten. L. H.

Verantwortlicher Redakteur: W. T. Lohde. Druck der Lohdeschen Offizin.

Thorner öffentlicher Anzeiger.

№ 3. Sonnabend den 9. October 1830.

Vermiethung.

Im Gasthofe zu Podgurz ist die Schenkstube nebst einer Schenke vom 14. Okt. d. J. zu verpachten von

v. Zakobielska.

Bekanntmachung.

Die Insertionen zum öffentlichen Anzeiger werden für das Mittwochsblatt bis Dienstag 2 Uhr, für das am Sonnabend erscheinende Blatt bis Freitag 2 Uhr Nachmittags angenommen; später eingereichte Anzeigen bleiben stets für das nächste Blatt. Die Expedition der Thorunia.

Angekommene Fremde.

In den drei Kronen:

Herr Kaufmann Berge aus Erfurt. Hr. Kaufmann Leuchs aus Nürnberg. Hr. v. Malensch, Gutsbesitzer aus Zembowo. Hr. Oeconom Heubach aus Tomic. Hr. Kaufmann Bohm aus Wroclawec. Hr. Lieutenant Barodalwig aus Glatz. Hr. Oberförster Schlundt aus Rudac bei Strasburg. Hr. Kaufmann Straus aus Berlin. Hr. Gutsbesitzer Stawisbi aus Pohlen. Hr. Oberamtmann Mälzell aus Likowo.